

# Der große Rausch

Alkohol, Kokain und Cannabis: Wie steht es um den Drogenkonsum der Deutschen? Die Trends haben sich in den vergangenen Jahren geändert

- Noch immer gibt es keine einheitliche Linie, wie mit Rauschmitteln gesellschaftlich zu verfahren ist
- Experten halten Alkohol für das größte Problem – besonders das Komasaufen unter Jugendlichen

JOCHEN FÖRSTER

Ein sonniger Sonntagnachmittag gegen halb vier. Der gewöhnliche Friedrichshainer trinkt in Berlin gerade seinen dritten Macchiato oder schlurft über den Flohmarkt am Boxhagener Platz, als Tonya E. am Ostbahnhof der S-Bahn entsteigt und Kurs auf die Bauzaunbrache am Wriezener Bahnhof nimmt. Um die Uhrzeit wartet vor dem ehemaligen Heizkraftwerk sonst niemand. Tonya zahlt an der Kasse des „Berghain“ zwölf Euro, steigt die düsteren Treppen der Tempelhalle empor ins Halbdunkel der „Panorama Bar“, trifft dort ihre Freundin Lena, dippt mit ihr auf dem Klo einige Krümel MDMA und tanzt die nächsten zehn Stunden.

Tonya ist 25, arbeitet unter der Woche als Assistentin in einer Agentur für Grafikdesign und wirkt ziemlich normal. Sie und Lena sind sonntags um diese Zeit oft hier. Weil die krassen Leute dann weg sind, sagt sie. Man kann in Ruhe tanzen und hat genug Platz. „Sonntag-nachmittags ist für mich ‚Berghain‘ pur, ohne alles, was man am ‚Berghain‘ nicht braucht.“ Tonya ist nicht krass. Tonya schätzt die perfekte Unterhaltung im berühmtesten Klub der Welt. Tonya nimmt manchmal Drogen, wenn sie will, weil es sie anturmt, weil Tanzen dann noch mehr Spaß macht. Dann lässt sie es wieder. Tonya hat alles im Griff.

Die Pillenkultur der Berliner Technoszene ist die jüngste, zugleich dynamischste unter den deutschen Drogenkulturen. In ihr lässt sich am besten erfahren, was neu ist, was sich getan hat, wovon wir reden, wenn wir von Drogen 2010 sprechen. In Berlin, der Feierhauptstadt der westlichen Welt, ist unweit des Regierungsbereichs entlang der Spree eine Art riesiger drogenpolitischer Sonderfläche entstanden, auf der exzessives Experimentieren mit Substanzen so normal ist, dass jedem halbwegs seriösen Gesetzeshüter der Kragen platzen muss.

Die Einnahme bewusstseinsverändernder, dabei mehr oder minder gesundheitsgefährdender Substanzen ist heute die bei Weitem liebste Freizeitbeschäftigung junger Deutscher, noch vor Fernsehen, Facebook, Fußball oder Videospiele. Laut einer vom „Rolling Stone“ für diesen Artikel in Auftrag gegebenen Umfrage haben im letzten Jahr allein 88 Prozent der 14- bis 29-jährigen Deutschen gelegentlich oder öfter Alkohol getrunken, 63 Prozent haben in der Zeit Tabak geraucht, 21 Prozent zogen am Joint. Fünf Prozent der jungen Befragten geben an, zumindest Erfahrung mit härteren Stoffen wie Kokain, Ecstasy oder Ketamin zu haben. Experten vermuten, dass die tatsächlichen Zahlen deutlich höher liegen.

Das Beruhigende dabei: Wir sind nicht allein. Wir sind nicht mal ungewöhnlich, denn Drogen gab's immer schon. Laut Archäologie haben schon die alten Ägypter gesoffen, die alten Inder gekiffit, die alten Chinesen Opium geraucht und die alten Indianer Tabak. Das Beunruhigende: Nach wie vor hat die westliche Zivilgesellschaft keine auch nur halbwegs kohärente Haltung gefunden, wie denn nun mit Drogenkonsum zu verfahren

sei. Bei anderen Ex-Problemen ist man wesentlich weiter. Schwulsein? Völlig okay. Glauben? Privatsache. Unehelicher Sex, Scheidungen, Geburtenkontrolle? Wenn's sein muss. Bei Drogen dagegen scheint nach wie vor ein schon fast archaisch anmutender Riss durch die Schichten und Generationen zu gehen.

Von allen Drogen in Deutschland bleibt Alkohol die meistverbreitete und tödlichste. Mehr als 70 000 Menschen sterben jährlich direkt an den Folgen exzessiven Konsums (Tote durch illegale Drogen pro Jahr insgesamt: rund 1300), die Sucht geht quer durch alle Schichten und Altersgruppen. Zwischen 2000 und 2008 stieg die Anzahl Minderjähriger, die jährlich wegen Alkoholvergiftungen ins Krankenhaus eingeliefert wurden, um fast das Dreifache auf inzwischen 25 700. Aber bindende Absprachen mit den Herstellern, höhere Steuern, eine stärkere Sanktionierung der Werbung? All die Maßnahmen, die dazu führten, dass die Deutschen – gerade die deutschen Jugendlichen – heute deutlich weniger rauchen als noch vor Jahren, finden beim Alkohol keine Anwendung.

Gründe, weshalb der Mann, der in Deutschland als Suchtexperte Nummer eins gilt, seit Jahren Dinge fordert, die jeden Oktoberfest-Fan schmerzen würden: „Ein Bierpreis von mindestens 15, eher 20 Euro pro Maß ist notwendig, dann tut es vielleicht weh“, sagt Raphael Gassmann, Geschäftsführer der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen in Hamm. Alkohol sei „die bei Weitem gefährlichste Droge der Welt, danach kommt erst Mal lange nichts“. Andererseits habe Alkohol die stärkste Lobby, in der Wirtschaft wie im Volk. Die Alkoholindustrie zählt außerdem zu den Branchen mit den höchsten Werbebudgets, die Berichterstattung über Alkohol ist zahm.

Szenenwechsel: Bersenbrück in Südniedersachsen, das Gelände des „Reggae Jam“-Festivals. Ein heiterer Freitagmittag im Spätsommer, um die 23 Grad bei leichter Bewölkung, auf dem weiten Acker vor dem kleinen Fluss entstehen gerade die Zeltfelder. Cara und ihre Freunde sind soeben mit drei Autos aus Hamburg gekommen, die Kofferräume voll mit Proviant für zwei Festivals. Kaum haben sie ihren Zeltplatz ausgesucht, stehen schon die Murren da und nuscheln Sätze, aus denen man nur das Wort „Ganja“ heraushören kann. Cara winkt ab, Danke, und tschüss, wir haben selbst genug dabei.

Nur ein Gläschen in Ehren oder hartes Komatrinken? Fest steht, dass Alkohol, anders als andere Drogen, noch immer gesellschaftlich akzeptiert ist



GORONG/PHOTONSTOCK/PAUL/PATRICK PELLEU/IRRAWADDI STONE

„Die schwarzen Dealer hier verticken mieses Zeug“, sagt Oli, „Marihuana-Reste mit riesigen Blättern drin, und viel zu teuer, zehn Euro das Gramm.“ Bei ihnen kauft nur, wer wenig Ahnung hat, Gelegenheitskiffer, und die sind hier definitiv in der Minderheit.

Die Vibes sind wichtig im Reggae. In Bersenbrück sorgen dafür: ein Gelände gegenüber einem alten Zisterzienser-Kloster nebst Klosterpark, einem großen Wald im Rücken, einem Badefluss mit Riesenwasserrutsche und jeder Menge Wiesen drum herum. Ein Publikum in der Altersklasse von 16 bis 60, in dem sich die szenetypische Rastafari-Jamaika-Fraktion mit jedermann mischt. Dorfteenager, Batikkleidfrauen mit langen Haaren und vielen Festivalbändern, fünfköpfige Familien, pensionierte Althippies. Viele hier genießen die Natur und die Musik gern mit ein bisschen Marihuana im Kopf, mancher beginnt den Tag mit einem Joint, und mancher woltfotene Dorfbewohner mit akkuratem Vorgarten schwärmt von „den netten Leuten, die da immer herkommen“. Cannabis, davon erzählt Bersenbrück, das belegen



„Ein Bierpreis von mindestens 15, eher 20 Euro pro Maß ist notwendig“

Raphael Gassmann, Geschäftsführer der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen in Hamm

die Zahlen, ist angekommen im Volk, mehr als alle anderen illegalen Drogen. Angekommen in allen Schichten der Bevölkerung, in der Stadt wie auf dem Land. Das hat damit zu tun, dass die gerauchte Wirkung von Marihuana oder Haschisch für viele das bevorzugte Mittel zum Umschalten ist. Raus aus dem Berufs-, Schul- oder Studiumstrott, rein in andere Gedanken, auf andere Filme. Ein Joint am Abend kann die Sorgen des Tages vertreiben, viel schneller als flaschenweise Alkohol.

Dass Kiffen ungesund ist, bestreitet niemand. Da Cannabis zumeist mit Tabak konsumiert wird, besteht grundsätzlich das gleiche stark erhöhte Risiko, an Lungen-, Halskrebs oder Ähnlichem zu sterben. Einig ist sich die Fachwelt, dass die psychosozialen Effekte bei Kiffen häufig auf ein Sich-aus-dem-Leben-Herausziehen hinauslaufen. Konsens ist jedoch auch, dass die von Cannabis ausgehende Gesundheitsgefahr deutlich unter der von Alkohol, Tabak und vielen legal erhältlichen Barbituraten liegt. Berühmtester Beleg hierfür ist jene Studie, die der britische Forscher David Nutt 2007 vorlegte: Nutt hat rund 40 Psychiater, Ärzte und andere Experten, die genau definierten, gesellschaftlich schädlichen Auswirkungen einzelner Substanzen nach einer Punkteskala (0 bis 3) zu bewerten. Alkohol (5,54) lag demnach vor Tabak (4,86) sowie deutlich vor Cannabis (4,00), LSD (3,68) und Ecstasy (3,27).

Rund die Hälfte der EU-Länder haben inzwischen Toleranzwerte für Cannabis-Eigenkonsum eingeführt, Spanien, Tschechien und die Niederlande sind dabei am liberalsten. Der Rest klammert sich mehr oder weniger an eine Politik, die nach allen Regeln gescheitert erscheint: Seit Drogen verboten sind (zumeist erst seit den 60er- und 70er-Jahren), ist der Konsum fast aller maßgeblichen Substanzen gestiegen, inzwischen hat der Weltmarkt laut UN ein geschätztes Jahresvolumen von 320 Milliarden Dollar. Gewinne, die nicht versteuert werden, Gewalt und Korruption schüren und Länder wie Kolumbien, Mexiko und Afghanistan zu Schlachtfeldern machen. Die Kundschaft behilft sich, indem sie immer größere rechtsfreie Handels- und Konsumräume schafft.

In der Datenerhebung hat es indessen den Anschein, als sei das Bedürfnis, um jeden Preis positive Trends zu generieren, mitunter höher als das Bedürfnis, die Realität abzubilden. Beispiel Kokain:

Die Bundesregierung feiert sich für den angeblich seit Jahren rückläufigen Konsumtrend in Deutschland – Zahlen, die unter anderem auf den vom Münchener Institut für Therapieforchung verfassten Suchtsurveys basieren. Dessen Mitinitiator und Mastermind Ludwig Kraus hingegen hält den Kokainkonsum in Deutschland in Wahrheit für „stark unterschätzt“. Kraus' Erklärung: Viele User fallen nicht durch problematischen Konsum auf oder gehören Milieus an, die sich üblichen statistischen Messparametern entziehen. Außerdem gibt es punktuell immer wieder konträre Angaben: Die Europäische Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht (EMCDDA) etwa schrieb 2009, der Kokainkonsum in Europa steige seit zehn Jahren an – und das bei erstaunlich großen nationalen Unterschieden.

Das Fazit: Der eigenverantwortliche Konsument existiert, kommt aber im Betäubungsmittelgesetz nicht vor. Die bei Weitem folgenschwerste Droge wird subventioniert, ihre Folgen getuschelt. Kiffer und Raver werden kriminalisiert und konsumieren oft notgedrungen Substanzen minderer Qualität. Informationen über Verhaltensregeln etwa bei Mischkonsum finden nicht statt, stattdessen verpulvern die Regierungen des Westens viel Steuergeld, um an den Ufern Spaniens, an Polens Ostgrenze oder in Mexiko einen „War on Drugs“ zu führen, den sie nur verlieren können.

Die Alternative – Drogenabgabe unter Kontrolle und mit Beratung – findet kaum Widerhall, dabei ist die jetzige Praxis allein finanzpolitisch ein Fiasko und die Geschichte der Heroinsubstitution, allen Hindernissen und Verzögerungen zum Trotz eine Erfolgsgeschichte.

Warum also leiten wir nicht endlich eine Legalisierungsphase ein, die ganz offensichtlich für alle Beteiligten besser ist, mal abgesehen von Dealern? Vielleicht denken die Pillen-User im „Berghain“ und anderswo ja ohnehin, dass sich das Problem bald von selbst lösen wird. Weil die Generation Merkel-Seehofer-etc. bald abtritt. Und kommende Eliten vermutlich sehr viel pragmatischere Einstellungen zum Drogenkonsum haben.

Der Text ist ein Ausschnitt aus dem Drogenreport „Der große Rausch“, erschienen in der Dezemberausgabe des Rolling Stone, jetzt am Kiosk

KOLUMNE

## Das Leder der Schröders

Mehr als Gürtel: Ein lohnender Besuch in Uetersen



INGA GRIESSE

Vorbei am Getränkemarkt, dann rechts ab in das kleine Gewerbegebiet, das allerdings so gar nichts mit den modernen, skandinavisch bunten Ansiedlungen zu tun hat, die man in jüngerer Zeit in Schleswig-Holstein findet. Hier in Uetersen scheint die Zeit eher stehen geblieben. Kunststoffverarbeitung steht über dem Schild bei der Klingel. Oh? Ich bin doch auf der Suche nach jener Geheimtipp-Firma, die spezialisiert ist auf hoch qualitative Lederverarbeitung. Haben die etwa umgesattelt? „Sie haben keine Verabredung mit mir“, sagt eine Männerstimme karg aus der Sprechanlage. Hmh? Aber hier steht doch Ludwig Schröder? „Das sind die anderen.“ Ein paar räumliche Verirungen später sitze ich schließlich in einem kleinen Kontorraum und vor mir Ludwig Schröder, der richtige. Die Sache klärt sich leicht. 1825 wurde der gleichnamige Betrieb bereits gegründet, im Sommer waren die Schröders Gerber, im Winter Schuhmacher, mit dem Ersten Weltkrieg prosperierte das Unternehmen, denn es wurde viel Leder gebraucht und die Schleswig-Holsteiner waren bekannt für ihre Qualität. Das Wachstum setzte sich fort, nach dem Zweiten Weltkrieg trennten sich allerdings die Wege der Familie, Ludwig blieb beim Leder und Gerben, der andere Bruder Hartwig sah die Zukunft im Kunststoff. Das große Gelände wurde aufgeteilt, so ist es bis heute. „Wir hassen uns aber nicht“, sagt dieser Ludwig Schröder milde und man könnte auf den ersten Blick vermuten, dass er Zeit seines Lebens in diesem Kontor gesessen hat, mit seiner blauen Strickjacke und der ruhigen Art. Doch Vater Ludwig sah in den 60er-Jahren in seinem Beruf des Gerbers keine Perspektive und riet dem Sohn, etwas Reelles zu lernen. Der studierte Wirtschaft und arbeitete als Banker erst in Hamburg, dann in London.

In den 80er-Jahren kehrte er nach Uetersen, das eine halbe Autobahnstunde von Hamburg entfernt liegt, zurück, als einziger Sohn war es ihm selbstverständlich, die Familientradition fortzuführen. Und zwar als Leder verarbeitender Betrieb mit dem ganzen Know-how, das sich über Generationen aufgebaut hatte. Fast wundert es einen, dass die Wände im Büro aus Stein sind.

In den 70er-Jahren spezialisierte man sich vor allem auf Gürtel, die Kunden haben illustre Namen wie Gräfin von Lehndorff, Breé, Louis Ferraud, Montblanc und viel Manufakturum. Zum Know-how von Schröder kam das Wissen der Nachbarn, der Gerberei Kobel, die nach wie vor die alte Tradition der natürlichen Grubenberbung beherrscht.

Das Geschäft lief gut und geräuschlos. Doch dann las Jens Denecke, Produktdesigner aus Hamburg, einen Bericht über die kostbaren Gürtel aus Uetersen. Denecke, der bei Richard Sapper Design studiert hatte, war Mitte der 90er-Jahre in New York gezogen und hatte bei Ralph Lauren als Produktmanager für Möbel gearbeitet, stieg auf zum Design Direktor für Licht, Tischkultur und Accessoires. 2003 zog er zurück in die Heimat Hamburg. Im Gepäck hatte er nicht nur seine Begabung, sondern auch die Lehre Ralph Laurens, dass eine erfolgreiche Marke nicht nur für sich steht, sondern eine Lebenswelt verkörpert.

Diesem Credo folgt auch die Zusammenarbeit mit Ludwig Schröder, deren Ergebnisse auf Anhieb in diesem Jahr mit vier Red dot Awards ausgezeichnet wurden. Herausgekommen sind – natürlich – Gürtel, aber auch wunderschöne Objekte, solide und dabei elegant und modern wie eine Lampe aus schwarzem Rinderleder mit Sattlernahm verziert. Besonders ästhetisch und funktional zugleich sind auch die Taschen, die es in zwei Größen gibt und unisex als „Aktentasche“ genutzt werden können. Oder als Objekt im Raum. Festes Leder als Boden und Seitenteile bilden den Rahmen für durables Canvas in verschiedenen Farben. Oder die Schalen, die aussehen wie aus Ton geformt, schichtartig liegen die Lederringe aufeinander. Für den Zuschnitt dieser Ringschalen wird modernste Computertechnik eingesetzt, alles andere ist Handarbeit. In der Werkstatt auf dem unscheinbaren Gelände in Uetersen. Man sollte sich eben nicht vom ersten Eindruck täuschen lassen.

Taschen von Ludwigschroeder.de, Design von Jens Denecke

